

Neues Leben aus Ruinen

Autor(en): **Schmitt, Cornel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik**

Band (Jahr): **4 (1949)**

Heft 10

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-654473>

Nutzungsbedingungen

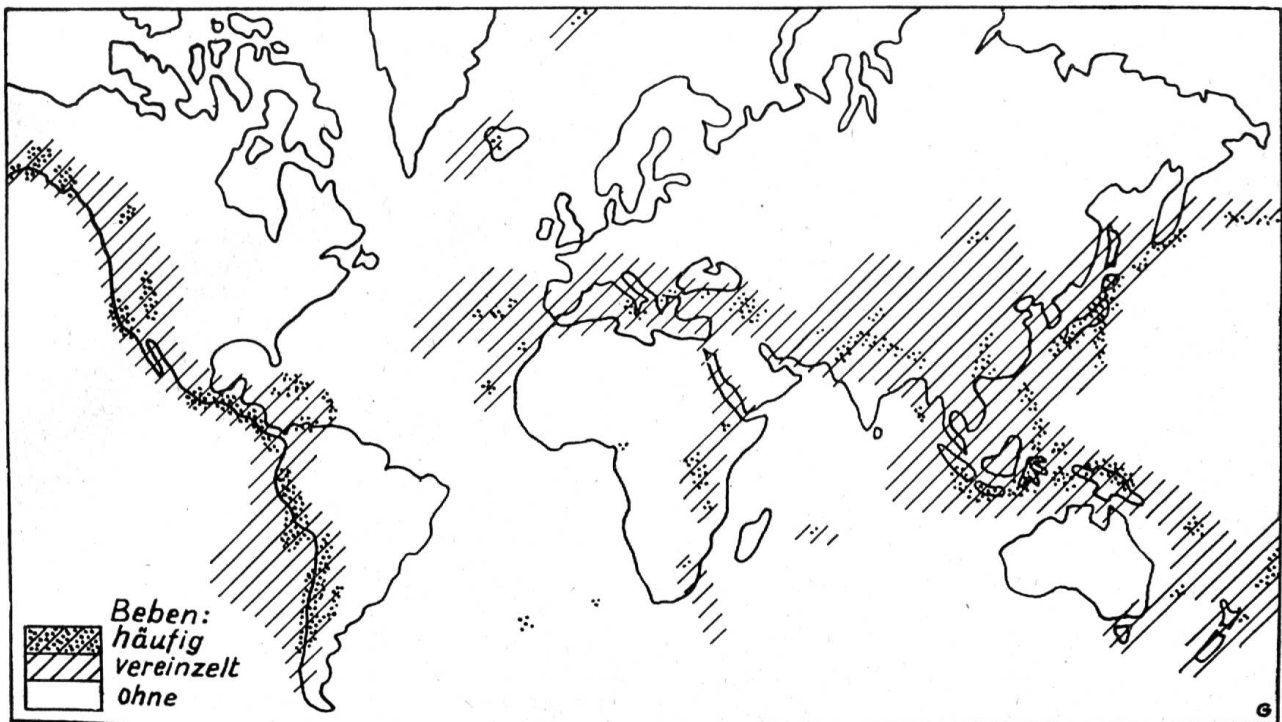
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Verbreitung der Erdbeben

den Himalaja bis Neuguinea, außerdem die großen Grabenbrüche, vor allem die ostafrikanischen. Bebenarm sind die Kontinentalkerne und alten Gebirgsrumpfe. Auch in Europa fallen sechsundachtzig Prozent der Beben auf die jungen alpinen Ketten und das Mittelmeer. In Deutschland ist die Umgebung des Oberrheingrabens und das sächsische Vogtland am bebenreichsten; so wurden im Jahre 1356 in Basel große Zerstörungen angerichtet und

zweihundert Menschen getötet. Da sich die Verbreitung der Erdbeben fast völlig mit der Verbreitung der Vulkane deckt, glaubte man früher, alle Beben seien vulkanischen Ursprungs. Trotz allen Schreckens und aller Vernichtung, welche die Beben verursachen, haben sie eine wissenschaftliche Bedeutung: Sie bilden ein bedeutsames Mittel zur Erforschung von Rinde und Kern der Erde.

Dr. Gagel und Dr. Gerald P. R. Martin

Neues Leben aus Ruinen

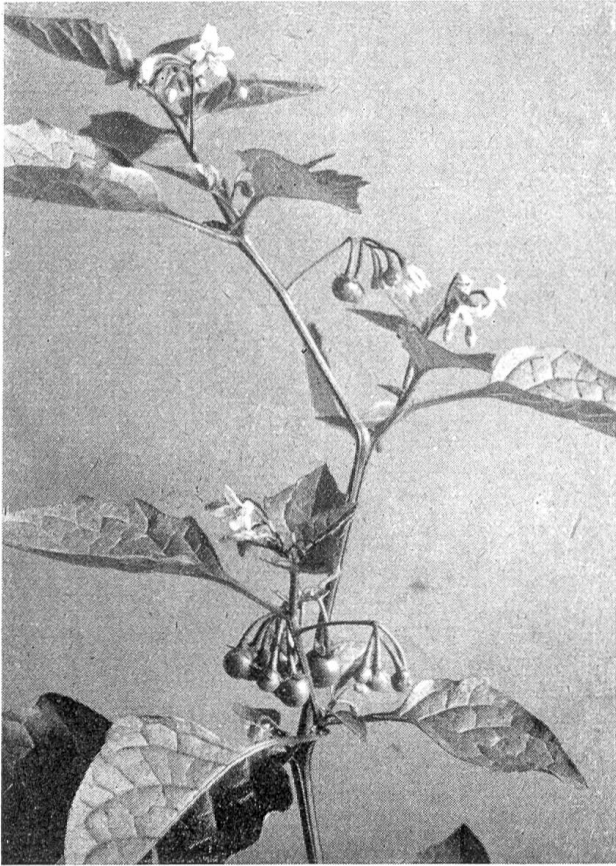
Trümmerflora

Ohne lange nach Zuzugsgenehmigung zu fragen, hat sich die Natur in die zerbombte Stadt gedrängt, und was mancher Stadtrat nach dreieinhalb Jahren noch nicht fertig gebracht, ist ihr fast restlos gelungen. Die Schutthalten sind verschwunden. Wenigstens fürs Auge. Die Natur hat ihren grünen Mantel darüber gebreitet.

Aus den verwilderten Gärten krochen Bingelkraut, Sonnenblumen, Mohn, Boretsch, Dill, Goldrute und Ringelblumen hervor; aus dem Straßengraben stiegen die falschen Kamillen und das Schöllkraut, Vogelknöterich, Wegerich und Hirtentäschel; vom Acker kamen die Melden, der Schwarze Nachtschatten, der Hühnerdarm, die Taubnessel. Sie haben sich die Hände gegeben, sich in den Boden gekrahl't, und es sieht so aus, als ob sie sich für ewige Zeiten festgesetzt hätten. Es sind für uns Bekannte, mit denen wir um Feld und Garten manchem hartnäckigen Kampf ausfechten mußten.

Aber es haben sich jetzt auch Pflanzen in die Stadt eingeschlichen, die nicht jeder kennt, Fremde aus aller Welt. Sie saßen wohl schon lange auf unseren Äckern zwischen den Kulturpflanzen, und der Bauer bekämpfte sie mit dem Pflug im Herbst und im Frühjahr; aber jetzt haben sie sich ein Betätigungsfeld errungen, wo sie sich ungehindert ausbreiten können, und so fallen sie uns nun durch ihre Menge auf, nicht durch die Farbe, die Größe, die Form.

Da ist das Knopfkraut, das im Kartoffelacker saß und sich nun mitten in der Stadt breit macht, als hätte es das Hofrecht. — Wer wissen will, wie es aussieht, nehme eine Margeritenblüte, zupfe ihr, wie verliebte Leute tun, bis auf fünf die weißen Strahlen aus, stutze die fünf mit dem Taschen-Scherchen auf zwei Drittel ihrer Länge und verkleinere schließlich in Gedanken das Blüthen bis zur Größe einer Erbse; so hat man das



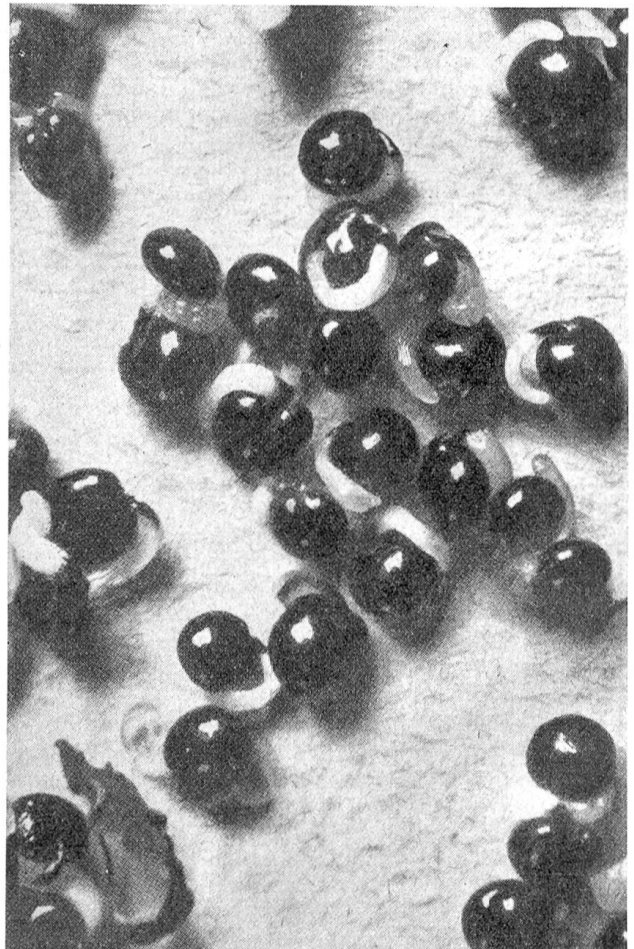
Der giftige Schwarze Nachtschatten trägt gleichzeitig Blüten und Beeren, die von den Vögeln ausgesät werden

getreue Abbild der Knopfkrautblüte in Weiß und Gelb. Was diesem Unkraut an Schönheit abgeht, macht es wett durch seine Geschichte. Es heißt zu Unrecht auch „Franzosenkraut“. Wenn man aber einem Franzosen die Pflanze unter die Augen hält und ihm erzählt, seine Landsleute hätten, dem Volksglauben nach, in den napoleonischen Kriegen dieses Unkraut nach Deutschland gebracht, wird er ungläubig lächeln. Und das ist begreiflich. Er kennt die Pflanze nämlich gar nicht, weil sie in seiner Heimat bis heute nicht vorkommt.

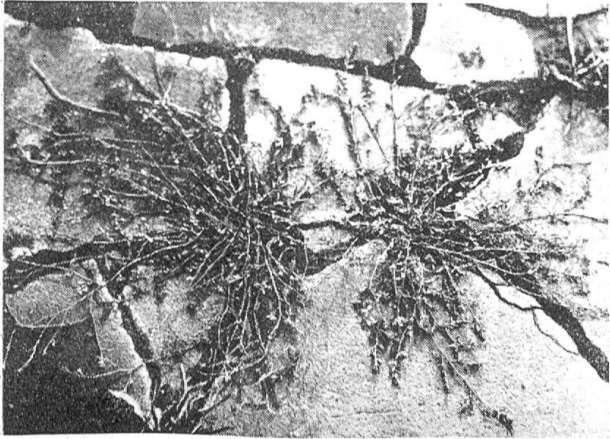
Wie konnte man aber die Franzosen für die Verschleppung verantwortlich machen? Der Pflanzengeograph weiß Bescheid: Das Knopfkraut stammt, wie die Kartoffel, deren Nachbarschaft es heute noch liebt, aus Peru. Am Ende des 18. Jahrhunderts brachten es Pflanzenforscher nach Paris, und es fand Aufnahme im Botanischen Garten. Dann interessierte sich der Botanische Garten zu Bremen dafür und bezog im Jahre 1797 aus Paris die Samen. Fachkreise aus Karlsruhe hatten sogar schon zwei Jahre früher französischen Samen des Knopfkrautes erbeten: Von dieser Stadt aus begann nun seine Reise durch Süddeutschland. Ein zweites Zentrum, von dem die Verbreitung ausging, war Berlin. Auch hier gebührt dem Botanischen Garten die zweifelhafte Ehre, an der Einführung des Unkrautes tatkräftig mitgearbeitet zu haben. Man hatte im Jahre 1800 die Amerikanerin, ebenfalls über Paris, eingeführt und gab deren Samen an botanisch interessierte Leute ab. So verschaffte sich auch der pommerische Pfarrer in Rudow die Samen. Schon im nächsten Jahr hatte sich das Unkraut in seinem Garten außer-

ordentlich stark vermehrt, und wir dürfen annehmen, daß es von Berlin oder Rudow aus den nördlichen Teil Deutschlands besiedelt hat, wenn nicht auch Bremen zu seinem Teil „mitschuldig“ ist.

Das Knopfkraut ist allerdings auch trefflich für weite Reisen ausgerüstet. Im Gegensatz zur grünen Staude sind seine Samen durchaus winterhart. Dazu kommt ihre lange Keimfähigkeit, die mehrere Jahre anhält. Ähnlich wie bei ausgerauften Distel- und Löwenzahnköpfen reifen auch beim Knopfkraut die Samen schon innerhalb weniger Stunden. Das alles sind Einrichtungen, die eine rasche Verbreitung gewährleisten. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei aber auch die ungeheure Zahl der Samen. Wenn auch von den dreihunderttausend, die eine einzelne Samenpflanze reifen kann, nur ein kleiner Bruchteil übrigbleibt, so reicht dieser doch aus, schnell einen Landstrich zu besiedeln. Vor allem klebt er sich an die Kleider der Menschen, an das Fell der Tiere, an Packmaterial. Und so tauchte das Knopfkraut im Jahre 1807 plötzlich in Ost- und Westpreußen gleichzeitig mit den Franzosen Napoleons auf. Die Bauern schworen darauf, daß die Feinde den Unkrautsamen auf die Felder gesät hätten, so wie man jetzt sagt, die Kartoffelkäfer seien von den Alliierten abgeworfen worden. Es ist aber anzunehmen, daß die französischen Soldaten auf ihrem Zug nach Osten über jene Gebiete kamen, die von dem Unkraut bereits verseucht waren, also über Bremen, Berlin oder Pom-



Samen des Schellkrauts mit der süßen, weißen Nabelschwiele. Sie werden von den Ameisen verschleppt



Der anpassungsfähige Vogelknöterich

mern. Dort haben sich die Samen an Mensch und Pferd angeheftet, die sie dann unbeabsichtigt in West- und Ostpreußen ausgesät haben. Demnach wäre der Name „Franzosenkraut“ wenigstens im östlichen Teil Deutschlands berechtigt.

Der zweite Ausländer, der sich auf den Trümmern der Stadt geradezu unheimlich vermehrt hat, ist das Berufskraut, ebenfalls ein Weltwanderer. Es soll seine Fahrt nach Europa von Kanada aus als Füllmaterial in einem ausgestopften Vogelbalg angetreten haben. Von Paris aus habe die Pflanze, erzählt man, sich im Jahre 1685 zur Eroberung aufgemacht und sei bereits fünfzehn Jahre später in Deutschland so gemein gewesen, daß kein Mensch mehr glauben wollte, sie sei eine Ausländerin. Heute hält das Berufskraut die ganze Erde be-

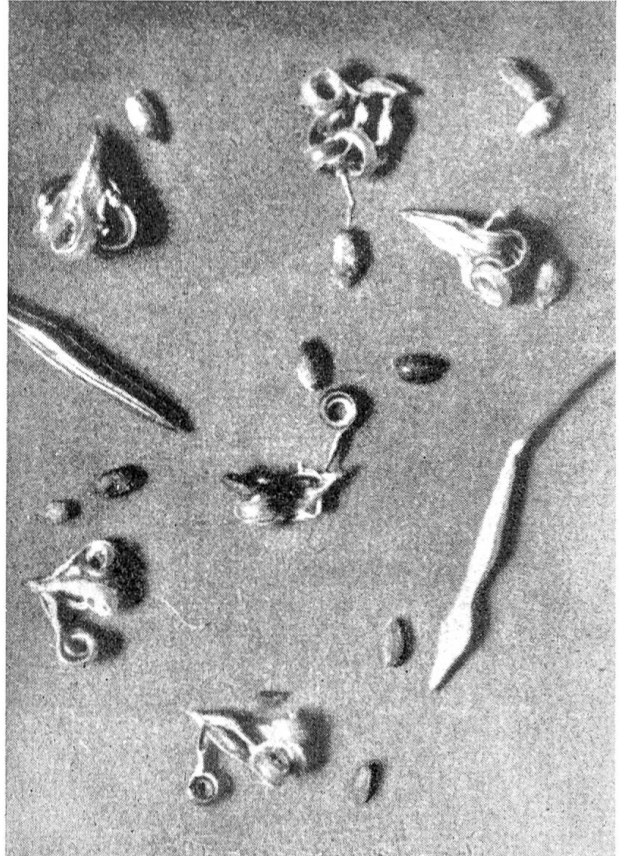


Die Samen einer einzigen Meldenpflanze

setzt. Seine etwa acht Millimeter großen gelben Korbblütchen bilden sich zu einem weißen Ballon um, der aus vielen, kleinen Fallschirmchen besteht. Sie sind für den Wind ein Spielzeug. Er trägt es überall hin, und so landen sie sogar in den Scherben unserer Balkonpflanzen.

Der dritte im Bunde ist das Springkraut. Es hat den Weg aus Sibirien zu uns gefunden. Während sich die Knopfkrautsamen an unsere Kleider anhängen und wie die Klette sich vertragen lassen, während das Berufs-

kraut mit dem Wind segelt, braucht sich das Springkraut keiner Hilfe zu bedienen. Es wandert sozusagen auf eigenen Füßen. Wenn die längliche, grüne Samenkapsel reif ist, darf man sie kaum berühren, denn sie ist sehr empfindlich: Mit einem hörbaren Geräusch platzt sie und schleudert die schwarzen Samen einen Meter im Um-



Samen des berührungsempfindlichen Springkrautes

kreis von sich. Nachdenklich fragt man sich, wieviele Meter-Schritte das Springkraut wohl hat machen müssen, um von Sibirien zu uns zu kommen. Aber es kann auch aus irgendeinem Botanischen Garten geflüchtet oder



Weibliche und männliche Pflanze des Bingelkrauts

sonstwie vertragen worden sein. Nun sitzt es in solchen Massen auf den Schutthalden, daß auch dem blinden Städter die Pflanze mit dem sparrigen Bau und den fahlgelben Trompetenblütchen auffallen muß.

Noch manch anderer Fremdling wäre aufzuzählen. Nur einer sei noch erwähnt, das *Zymbelkräutchen*. Wir kennen das liebe Ding, das aus dem Mittelmeergebiet stammt, von Burgruinen her, wo es die Mauern vollständig beherrscht und alle Naturfreunde mit seinem gelbgeleckten violetten Löwenmäulchengesicht erfreut. Von Goethe erzählt man sich, daß er oft Samen dieses Pflänzchens in der Tasche mitgetragen und sie in Mauerritzen ausgestreut habe, die das Zuhause der *Linaria zymbelaria* sind. Kein Wunder also, daß es über so manche Trümmerhaufen mit seinen efeuähnlichen Blättern einen völlig geschlossenen grünen, mit violett bestückten Teppich legt.

So haben die Pflanzen verstanden, sich in die Stadt einzuschleichen und von den Überbleibseln ehemaliger Wohnstätten der Menschen Besitz zu ergreifen. Aber auch die Tierwelt ist Nutznießer unseres Unglücks geworden. Die Dohlen haben sich außerordentlich vermehrt, ebenso der Turmsegler und der Hausrotschwanz. Die Ruinen bieten ihnen Ersatz für ihre ehemalige Heimat in den

Klippen. Das widerwärtige Volk der Ratten, der Mauerasseln, Steinkriecher, Speck- und Aaskäfer findet leider in den Schutthalden nur zu viel Nahrung, weil wir unsere gute Kinderstube ganz vergessen haben und wie orientalische Völker allen Unrat zum Straßenschutt werfen. Selbst die Kriechtiere scheinen Gefallen an dem Zustand unserer Städte gefunden zu haben. Dort, wo sich Unrat häuft und sich langsam zersetzt, entsteht Wärme. Die Ringelnatter liebt die Wärme und läßt von ihr die Eier ausbrüten. Daß sie sich mehr als früher in der Stadt zeigt, ist keine bloße Annahme: Ich selbst habe heuer vier Ringelnattern im Abstand von vierzehn Tagen aus meiner Betonwanne im Garten herausgefischt und war nicht eben erfreut, als ich feststellen mußte, daß sie von meinen fünfunddreißig Teichmolchen, die ich als Polizei gegen die Stechmücken eingesetzt hatte, nicht einen einzigen übriggelassen hatten.

Tier und Pflanze haben neue Lebensräume in unseren zerstörten Städten gefunden, und ihr Aussehen, ihr schnelles Umsichgreifen zeigt, daß sie mit dem Tausch sehr zufrieden sind, während viele Menschen immer noch in Baracken und Bunkern hausen müssen.

Cornel Schmitt

Vom Leben im Bombentrichter



Igelkolben

Unzählige Bombentrichter des letzten Krieges, die sich inzwischen mit Regen- oder Grundwasser gefüllt haben, wurden zu neuem Lebensraum für Wasserpflanzen und -tiere. Im Unterschwad zu neu auf dem festen Land, etwa durch Maßnahmen der Landeskultur, entstehendem Lebensraum, in den Pflanzen und Tiere von allen Seiten her aus der unmittelbaren Umgebung einströmen können, hängt die Besiedelung eines solchen Bombentrichters ganz vom Zufall ab, ob aus mehr oder weniger weit entfernten Wasseransammlungen „aquatische“ Pflanzen und Tiere zu dem neuen Gewässer hinfinden oder nicht. Theoretisch müßte dabei die Wahrscheinlichkeit einer Neubesiedlung umso geringer sein und umso später erfolgen, je kleiner der neue „Teich“ ist, je ungünstigere Lebensverhältnisse er bietet und je weiter entfernt er von schon vorhandenen stehenden Gewässern ist. Daß es in Wirklichkeit auch ganz anders sein kann, lehrt die Geschichte eines in der Umgebung von Bad Hall in Oberösterreich näher untersuchten Bombentrichters.

Im Frühjahr 1943 entstand dort in undurchlässigem Ziegellehmboden ein großer Bombentrichter, der sich als bald mit Wasser füllte. Dieser kleine Tümpel lag am unteren Ende eines sanft nach Osten geneigten, mit Feldern und Wiesen bedeckten Hanges und war vollständig zu- und abflußlos. Er hatte den ganzen Tag Sonne, seine Temperatur dürfte deshalb ziemlich hoch gewesen sein. Ich lernte ihn im Mai 1946 kennen und hielt ihn dann ständig unter Beobachtung. Die Wasserfläche maß ungefähr vier mal fünf Meter, und der Wasserstand schwankte, auch im trockenen Sommer 1946 nur unwesentlich. Am Südufer hatte sich bereits ein Büschel von zwanzig Igelkolben-Pflanzen (*Spartanium ramosum*) angesiedelt, auf der Wasserfläche schwammen zwei kleine Rasen des Kleinen Laichkrautes (*Potamogeton pusillus*).

Im Laufe des Sommers 1946 stellte ich in diesem Bombentrichter-Tümpel zahlreiche Bergunken, Alpen- und Teichmolche, einen Kammolch, sechs Arten von Schwimm- und Wasserkäfern, Rückenschwimmer, Wasserscorpione und Wasserläufer fest. Ferner lebten in